



Frauen, Franco

Zeit war's: Die Stadt Madrid wird eine Reihe von Gedenktafeln für die völlig vergessenen Avantgarde-Frauen der 1927er-Generation anbringen lassen. Voraus ging dieser fälligen Wiederentdeckung ein Dokumentarfilm: „Las sin sombreros“ – „Die ohne Hut“
► SEITE 12



Foto: dpa

Poldi, DFB

Heute sagt Lukas „Poldi“ Podolski Tschö, Tschüss und nicht zuletzt Cześć! Der DFB war immer froh, ihn zu haben: ein Lichtblick zwischen lauter Funktionärsdunkelmännern. Das Freundschaftsspiel gegen England wird das letzte Spiel sein für den 31-Jährigen
► SEITE 15

„Grenzkontrollen sind vielen sehr recht“

NATIONALISMUS Nach den Jugoslawienkriegen konnte man die Sehnsucht nach völkischer Homogenität als archaisches Brauchtum Südosteuropas abtun. Heute entwickelt sich auch Westeuropa in diese Richtung, sagt der Historiker Nenad Stefanov

INTERVIEW SONJA VOGEL

taz: Herr Stefanov, Sie sind Koordinator des neuen Forschungszentrums Border Crossings – Crossing Borders an der Humboldt-Universität zu Berlin. Um welche Art von Grenzen geht es?

Nenad Stefanov: Einerseits um ein sozialkonstruktivistisches Verständnis basierend auf der Annahme, dass Grenzen gesellschaftlich produziert sind und sich an ihnen Herrschaft verdichtet. Unsere Vorarbeiten begannen vor zwei Jahren, als die ersten Flüchtlinge hier ankamen. Da stand plötzlich die Frage in der Öffentlichkeit: Brauchen wir neue Grenzen in Europa? Wir arbeiten aber auch zur Metaphorik der Grenze. Die Fragen lauten dann: Was ist Europa? Wo hört Europa auf?

Zehntausende Flüchtlinge an der Schengengrenze. Die Balkanroute ist geschlossen. Großbritannien verlässt die EU. Ist das ein Revival der Grenzen in Europa?

Es gibt ein neues Bedürfnis nach Eindeutigkeit. Und die ist immer auch mit der Fantasie einer homogenen, ethnisch-reinen Abstammungsgemeinschaft verbunden und materialisiert sich in Grenzen. Am Brexit sieht man eins ganz deutlich: Die Irrationalität dieser Fantasie. In England überwindet sie sogar die instrumentelle Rationalität der Ökonomie. Dort wollen große Teile der Gesellschaft die Grenze so sehr, dass sie auf den Freihandel verzichten.

Den Wunsch nach ethnischer Homogenität verorten wir ja bisher eher nicht in Westeuropa.

Als ich kürzlich über Österreich nach Deutschland fuhr, hatte ich das Gefühl, dass vielen die Grenzkontrollen sehr recht waren. Die Fantasie ethnischer Homogenität ist heute kein Alleinstellungsmerkmal Südosteuropas mehr, wie man sich nach den Jugoslawienkriegen sicher war. Gerade entwickelt sich die Politik in diese Richtung: Die Vorstellungen von Parteien wie der AfD vom Volk als klar umrissener Abstammungsgemeinschaft korrespondieren mit der Politik der geschlossenen Grenzen – von Österreich über Ungarn bis zum Brexit.

Kehren also die Dämonen des Nationalismus, die Westeuropa lange auf den Balkan projiziert hatte, zu uns zurück?

Schon in den 1990ern wurde kritisiert, dass die „Erfindung“ des Balkans als einer Region der Gewalt und Rückständigkeit dazu dient, Distanz zu schaffen. So war klar, dass die Kriege dort nichts mit uns hier zu tun haben, dass die Konflikte nicht gesellschaftlich bedingt, sondern archaisch waren. Der Schluss daraus: Wir müssen uns dazu nicht verhalten. Diese Festsetzung des unveränderlichen Wesens einer Gruppe funktioniert aber andersherum auch für den Balkan. Ein Beispiel ist der Film „Underground“ des Filmemachers Emir Kusturica ...



Nach der Ankunft von Nato-Truppen kehren albanische Flüchtlinge am 18. Juni 1999 in das Kosovo zurück Foto: David Guttenfelder/ap

... in dem Partisanen im Zweiten Weltkrieg unter die Erde gehen und erst während des Bosnienkriegs wieder an die Oberfläche kommen ...

Der Film hat die Menschen in Exjugoslawien in ihren ewigen dunklen Tunneln der Geschichte exotisiert. Die Serben wurden als Gruppe mit gemeinsamem, unentrinnbarem Schicksal vorgestellt und so auch von der Verantwortung für den Krieg quasi freigesprochen.

Jugoslawien und die EU ähneln einander in ihrer Idee einer multinationalen Gemeinschaft. Aber kann man auch die Krisensymptome vergleichen? Nach dem Brexit wird es keine Toten geben wie 1991, als Slowenien Jugoslawien verließ ... Großbritannien ist nicht Slowenien, und damals war Kalter Krieg. Aber in Jugoslawien fühlten sich die Republiken voneinander ausgebeutet, ganz so wie man es bisweilen in Europa beobachten kann. In Serbien hieß

Das Projekt

■ Crossing Borders – Border Crossings ist ein interdisziplinäres Forschungszentrum der Humboldt-Universität zu Berlin.

■ Am 24. Januar 2017 wurde das Zentrum mit einer Lecture von Arjun Appadurai von der New York University eröffnet. Seitdem vernetzt es Wissenschaftler zum Thema Grenze und bietet öffentliche Veranstaltungen an.

es, die serbischen Fabriken würden demontiert und in Slowenien wieder aufgebaut; im reichen Slowenien wollte man nicht für das arme Kosovo zahlen. Man sah es als Fass ohne Boden.

Das erinnert daran, wie man 2010 in Westeuropa über Griechenland sprach, oder in Großbritannien über die EU ...

Die Mechanismen sind ähnlich. Die nationale Homogenität hat eine so starke Anziehungskraft, dass sie zur vermeintlichen Alternative zu einer sozialsolidarischen Gesellschaft werden kann. Wer eine homogene nationale Gemeinschaft fordert, artikuliert keinen Sozialprotest. Es ist im Gegenteil eine Absage an soziale Forderungen, dass nur übrig bleibt: Die anderen sollen nicht mehr haben als wir.

Wo sehen Sie weitere Ähnlichkeiten zwischen Jugoslawien und Europa?

Die Politik des ehemaligen serbischen Präsidenten Slobodan Milošević erscheint heute als Avantgarde der aktuellen Populismen. Die Wirtschaftskrise delegitimierte in den 1980ern die jugoslawische Einparteiensherrschaft, aber während die meisten Funktionäre der Erosion ihrer Macht zuschauten, nutzte Milošević den Unmut der „Straße“ gegen das „Establishment“. Der serbische Autor Ivan Čolović sagte über die Sozialproteste: „Sie kamen als Arbeiter und gingen als Serben aus-

einander.“ Die Unzufriedenen wollten, dass alles anders wird, aber doch irgendwie beim Alten bleibt. Da war einfach kein Raum für Vorstellungen von einer alternativen gesellschaftlichen Entwicklung.

Und die Lösung war der Rückzug auf die nationale Identität? Ja. Die verstörende Heterogenität wurde rückübersetzt in die Idee, dass die Fremdbestimmung durch Homogenität überwunden werden könne, indem Serben wieder Serben sind. Für die Arbeiter war nach dem Zerfall des Sozialsystems die schützende Ethnogemeinschaft plausibler als ein ungewisser sozialer Kampf. Allerdings geschah dies unter autoritärer Herrschaft. Die Staatspartei besetzte alle gesellschaftlichen Felder, kontrollierte die Medien und die Polizei. Die Agenda des Volkes wurde so massiv gesetzt, dass andere Akteure, dass eine einst demokratische Öffentlichkeit dagegen nicht ankamen. Polemisch könnte man sagen, dass es in Serbien viel Macht gebraucht hat, um den Populismus dominant werden zu lassen. In den USA ging das einfacher. Tatsächlich erinnert Milošević „antibürokratische Revolution“ an Trumps Rhetorik gegen das „Establishment“.

Ja. Milošević trat in seiner Rede auf dem Amselfeld 1989 nicht als Führer auf, sondern als Sprachrohr des serbischen Volkes – so wie Trump bei seinem

Amtsantritt betonte, dem Volk die ihm geraubte Macht zurückzugeben. Um Milošević hat es keinen Führerkult gegeben, es gab einen Kult um das Volk. Das Volk ist in dieser Vorstellung ursprünglich und wahrhaftig. Es braucht nur einen Sprecher, der diese Wahrhaftigkeit verkündet. Das kennen wir von den neuen populistischen Bewegungen.

Was bringt uns der Vergleich Europas mit Jugoslawien heute?

Er gibt uns die Möglichkeit, politische Prozesse anders als nur in nationalen Kategorien zu deuten, auf dem Balkan und in der EU. So wird verständlicher, dass es sich auch heute um regionale Ungleichgewichte handelt, die innenpolitisch als Projektionsflächen genutzt werden: Mit der Rede vom faulen Südländer etwa wird Entsolidarisierung betrieben. Durch den Vergleich rücken die Akteure in den Blick und die Frage: Wie reagiert der Einzelne auf eine Krise? Interessant ist, dass in Gesellschaften, die nicht mehr von historischen sozialen Milieus geprägt sind, das Ethnische zum Ersatz für den Anspruch auf gesellschaftliche Anerkennung wird. Wie das ausgeht, kann man an Jugoslawien sehen.

Was genau meinen Sie damit? Jugoslawien war eine „geniale Lösung“, weil es die Anerkennung aller Formen von Ethnizität gewährleistet hat. Damit wurde eine Art von Gleichbe-

Die Person

■ Nenad Stefanov studierte Osteuropäische Geschichte, Philosophie und Slavistik an der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt am Main.

■ Er ist Historiker und Koordinator von Crossing Borders. Er hat unter anderem zu Phantomgrenzen in Ostmitteleuropa geforscht.

rechtigung geschaffen. Doch in einem autoritären Einparteiensystem blieb dies das einzige Ventil für Unzufriedenheit. Alle Rechte nationaler Minderheiten waren verbrieft, nicht aber individuelle Freiheit. Politische und soziale Konflikte wurden als ethnische Konflikte artikuliert – wie eben in den Sozialprotesten der 1980er.

Was heißt das für uns in Europa?

Wenn wir nur auf das Ethnische schauen, vernachlässigen wir andere Dimensionen sozialer und politischer Partizipation. Das darf nicht passieren, denn mit dieser Verengung gehen wir in die Falle. In Jugoslawien haben wir gesehen, wie aus Dynamiken gesellschaftlicher Abgrenzung, wie aus Projektionen reale Grenzen wurden. Die enttäuschte Sehnsucht nach sozialer Sicherheit hat sich in eine Sehnsucht nach einem schützenden nationalen Kollektiv, nach Grenzen und Mauern, verkehrt. Und das passiert so ähnlich in Westeuropa.